

genannt, bei der der vom Renaissance-Autor gewollte Text durchaus hätte bestehen bleiben können. Ein fruchtbarer Dialog über die Wandelbarkeit und lebendige Veränderungsfähigkeit auch der lateinischen Sprache wäre so für das Unterrichtsgespräch ermöglicht worden: PICCOLOMINI-Originaltext: „*Huc ... quattuor maritatas obviam habuit ...*“ Transit: „*Huc ... quattuor uxores ei obviam ierunt ...*“

Entgegen der Ankündigung im Vorwort sind wenig Rezeptionsdokumente in der Ausgabe zu finden, die diesen Titel verdienen (gelegentliche Hinweise auf bedeutende Liebesgeschichten der Literaturen Europas helfen diesem Mangel nur wenig ab). Dagegen wird – und das ist ein Verdienst der Ausgabe! – der PICCOLOMINIText selbst in seiner Bedeutung als Rezeptionsdokument lateinischer Literatur in der Renaissancezeit erschlossen. Dem dienen die ausführlichen Querverweise auf antike Mythen und Namen ebenso wie die Beachtung der reichen Zitation lateinischer Literatur und Philosophie durch ENEA SILVIO PICCOLOMINI (mehrere Arbeitsaufgaben zielen auf diesen Komplex). Eine Brücke zwischen der Lektüre der Oberstufe und ihrer Rezeption in der Renaissance wird so auf der inhaltlichen Ebene durch die Aufbereitung von ANDREA KAMMERER immer wieder geschlagen (vgl. insbesondere den M-Teil „Liebesgeschichten aus dem antiken Mythos“, S. 24-27, oder die auf S. 44f. bereitgestellten Begleittexte).

Gelungen ist in der Transitausgabe die Einbeziehung ausgewählter Grammatikschwerpunkte in den Aufgaben- und Lektüreduktus. Wichtige Erscheinungen der lateinischen Syntax, die immer wieder Schwierigkeiten in der Lektürepraxis der Oberstufe bereiten, können so zwanglos bedacht und in ihrer Bedeutung für die tatsächliche Textarbeit an lateinischen Originaltexten erschlossen werden.

Die graphische Gestaltung des Transitbändchens ist insgesamt sehr ansprechend und übersichtlich. Ein Textabschnitt und die ihm zugeordneten variantenreichen Arbeitsaufträge sind stets auf eine Doppelseite beschränkt. Durch beigegebene Erläuterungen wird ein hohes Lesetempo ermöglicht, das wirklich den Text in seiner Aussage zum Zentrum des Unter-

richts machen kann. Lediglich das beigegebene Bildmaterial von kolorierten Holzschnitten dient fast ausschließlich nur der puren Illustration und erhält so keine eigene Bedeutsamkeit – dies ist schade, da dadurch die Darstellungen etwas degradiert und Chancen für ein fachübergreifendes Vorgehen – z. B. mit dem Kunstunterricht – nicht ausdrücklich genutzt werden.

Im Ganzen gesehen gilt, dass mit dem Heft 6 der Transit-Reihe eine Bereicherung der Auswahl von Übergangslektüre auf dem Markt ist, die Lateinlehrer und -lehrerinnen anregen kann, die „Wiedergeburt der Antike in der Zeit der Renaissance“ im Unterricht zum Thema zu machen.

HARALD SCHWILLUS, Berlin

Junkelmann, Marcus: Das Spiel mit dem Tod. So kämpften Roms Gladiatoren. Mainz: von Zabern 2000. 196 S., 80,00 DM (ISBN 3-8053-2563-0).

Zufällige Koinzidenz? Es war wohl eher genaues Timing, dass Autor und Verlag ein Buch über Gladiatoren just in dem Jahr herausbrachten, in dem mit RIDLEY SCOTTS Furore machendem Hollywoodfilm „Gladiator“ dies Thema auch ins Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit getreten war. Dementsprechend setzt sich das erste Kapitel mit der Darstellung der Gladiatur in diesem Film auseinander und kommt zu folgendem Ergebnis: „Was sich in RIDLEY SCOTTS Arena tut, hat nichts, aber auch rein gar nichts mit der römischen Gladiatur zu tun.“ (9). So handle es sich um „einen wüsten Mischmasch von Rüstungsteilen, die den Waffenarsenalen vieler Völker und Zeiten entnommen sind.“ (8). Gleichwohl lässt JUNKELMANN (J.) dem Film trotz dessen mannigfacher Geschichtsklitterungen Gerechtigkeit widerfahren: Einzelaspekte wie etwa die Zeichnung des *lanista Proximo* bzw. die Darstellung der politischen Dynamik und die Computerrekonstruktion des Colosseums trügen dazu bei, „dass RIDLEY SCOTT insgesamt ein packender Film gelungen ist.“ (9).¹

Im Kapitel „Die Einzigartigkeit der Gladiatur“ (12-18) stellt J. einen fruchtbaren Vergleich mit scheinbaren Parallelphänomenen

zum römischen Gladiatorenwesen an. Weder Turnier oder Tjost des 11. Jhs., das während der italienischen Renaissance aufkommende Duell oder öffentliche Hinrichtungen bzw. Gewaltdarstellungen in modernen Medien noch außereuropäische Analogien wie die mit Menschenopfern verbundenen Rituale der Maya und Azteken seien tatsächlich dem antiken Blutsport vergleichbar, am ehesten noch der spanische Stierkampf „in der stimulierenden Kombination aus ritualisiertem, identitätsstiftendem Massenerlebnis, optischer Pracht, technischer Eleganz, animalischer Kraft, Blut und Tod, in der Interaktion von Publikum und Darsteller, im sozialen Hintergrund und in der Mentalität der Kämpfer, aber auch in der Art der moralischen Kritik, der sie unterzogen werden ...“ (16).

Das Kapitel „*Amor mortis*“ (19-31) spürt den vielfältigen Verbindungslinien zwischen Soldatentum und Gladiatur nach. So wurden in der Kimbern-und-Teutonen-Krise 105 v. Chr. gladiatorische Fechtmeister hinzugezogen, um die Soldaten im Nahkampf zu trainieren. Die Übungsform des Fechtens am Pfahl (*palus*) wurde in beiden Bereichen gepflegt und die Hierarchie der Gladiatoren entstammte der militärischen: statt des *primus pilus* der römischen Legion gab es die Grade des *primus* bis zum *quartus palus*. Amphitheater in den Provinzen entstanden stets im Kontext von Militärlagern wohl zur Förderung militärischer Tapferkeit. J. beleuchtet des Weiteren die ambivalente Haltung der Philosophie zur Gladiatur: stoisch beeinflusste Autoren wie CICERO und SENECA wurden nicht müde, das gleichgültige Empfangen des Todesstoßes durch den unterlegenen Gladiator als übertragbares *exemplum virtutis* zu feiern, eine Haltung, die sich beide in ihrer Todesstunde zu Eigen machten, jedenfalls wenn man den Berichten des LIVIUS, PLUTARCH bzw. TACITUS Glauben schenkt. Massive Kritik dagegen wurde von Christen wie CYPRIAN und TERTULLIAN geübt. Die Gladiatur war als Beruf wie Boxer, Wagenlenker und Schauspieler gesellschaftlich geächtet, als Freizeitbetätigung für Aristokraten und Kaiser dagegen ist sie bezeugt (neben COMMODUS auch CALIGULA, TITUS, HADRIAN etc.). J. wendet sich allerdings

gegen C. BARTONS These, wonach der frühkaiserzeitliche Adel in der Arena eine Art Kompensation für die verlorene Auszeichnungsmöglichkeiten im Krieg gesehen habe. J. weist auch auf den Zusammenhang von Eros und Gladiatur hin: so zeigt etwa die Doppelabbildung eines schwertzückenden Gladiators mit einem Priap, wie selbstverständlich das Altertum eine Analogie zwischen *gladius* und Phallos herstellte. Pompejanische Graffiti zeigen Gladiatoren als Frauenhelden. Souverän demystifiziert J. jedoch die allzu schwülen modernen Sexualphantasien eines Gelehrten zum Leichenfund einer wohlhabenden Frau in der pompejanischen Gladiatorenkaserne („War sie eine *ludia*, eine der ‚*groupies*‘, die die Gladiatoren, familien‘ besuchten?“).

Im Abschnitt „Ursprung und Entwicklung der Gladiatur“ (32-42) diskutiert J. die verschiedenen Herkunftstheorien der Gladiatur (etruskisch, oskisch-samnitisch, griechisch). Der Totenagon einschließlich eines bewaffneten Duells ist bereits für die mykenische Kultur bezeugt, so dass die Griechen dieses Bestattungsritual nach Unteritalien gebracht haben dürften, von wo es die im 6. und 5. Jh. auch in Campanien präsenten Etrusker übernommen und ihrerseits an die Römer weitergegeben haben könnten. Mit FUTRELL stimmt J. überein, dass es sich letztlich um ein genuin römisches Phänomen handle, „da die Römer auf jeden Fall im Laufe der republikanischen Ära aus der Gladiatur etwas ganz eigenes machten.“ (35). Im Anschluss zeichnet J. die Entwicklung der *munera* vom ursprünglich privaten Totenkult über ihre politische Instrumentalisierung als wahlkampfbegleitende Maßnahmen bis zur Aufnahme in den Kanon der staatlichen *ludi* 42 v. Chr. nach, womit ihre Koppelung an einen funerals Anlass endgültig weggefallen war. J. schildert des Weiteren die Reformation des Gladiatorenwesens unter AUGUSTUS und seine Verbreitung über die Provinzen, wobei man teilweise an lokale Traditionen wie etwa die rituellen keltischen Kampfspiele in Gallien anknüpfen konnte. Während es in anderen Städten bereits steinerne Amphitheater gab, spielte man in Rom bis zur Errichtung des flavischen Amphitheaters

in Holzbauten, die auf dem Forum Romanum aufgestellt wurden.

Im Kapitel „Rüstung und Waffen der Gladiatoren“ (43-95) bietet J. nach einem ausführlichen Forschungsbericht, der das Desiderat einer Gesamtdarstellung des Themas offenkundig macht, einen luziden Überblick über die Rüstungsteile (Helmtypen, *ocreae*, Schilde, Brustbleche), die „Schutzwaffen aus organischen Substanzen“ wie die aus Leinen und Lederriemen bestehenden *manicae* und *fasciae* (Arm- bzw. Oberschenkelbandagen) und die Angriffswaffen (Schwerter, Lanze und Speer, Dreizack, Netz und wiegemesserförmige Sichel). Die Darstellung profitiert hier in besonderem Maße von den praktischen Erkenntnissen, die J. und seine *familia gladiatoria* nicht zuletzt während der *re-enactments* im Trierer Amphitheater 1997, 1999 und 2000 gewonnen haben. Folgendes Beispiel mag dies verdeutlichen: „Wer je mit Schild und Schwert gefochten hat, der weiß, daß ein ungeschützter Schwertarm innerhalb kürzester Zeit grün und blau und blutig geschlagen ist, weniger infolge des gegnerischen Waffeneinsatzes als durch Kollision mit dem Schildrand, dem eigenen wie dem des Gegners.“ (53). Das Kapitel „*Armaturae*“ (96-128) widerlegt wirkungsvoll einige „Faktoide“, wie sie nicht zuletzt RIDLEY SCOTTS Film in die Welt setzt: so waren Massenkämpfe schon allein aus ökonomischen Gründen sehr selten. Außerdem gab es kein wüstes und beliebiges Handgemenge, sondern es war genau festgelegt, welche Gattungen gegeneinander antraten. Dabei unterschied man prinzipiell zwischen den „Großschildnern“, deren Fans *scutarii* hießen, wozu der *secutor*, *murmillo* und *essedarius* gehörten, und den sog. „Kleinschildnern“, deren Anhänger die *parmularii* waren. Dazu zählten etwa der *thraex*, der *hoplomachus* und der *retiarius*. Das beliebteste *par gladiatorum* war der Kampf des mit *rete* und *fuscina* bewehrten *retiarius* gegen den *secutor*, der neben seiner Bewaffnung mit *scutum* und *gladius* einen eiförmigen Helm mit Flossenkamm trug, um dem Netz keine Angriffsfläche zu bieten. „Damit wurde der Gegner des *retiarius* optisch wie funktional zum Fisch, zum Raub- oder Beutetier des Netz- und Dreizackkämpfers.“ (105).

Der Abschnitt „Der Kampf“ (129-155) informiert über den genauen Ablauf eines Kampftages, die vielfältigen Funktionen der Musik in der Arena, die Rolle des nach seinem langen Stock *summa rudis* benannten Schiedsrichters, die zentrale Frage nach dem Ausgang des Kampfes mit seinen Möglichkeiten der *iugulatio*, der *missio* und des Remis (*stantes missi*). Dabei dürfte die frühe Kaiserzeit mit ihrer Tendenz zur Humanisierung weniger Opfer gefordert haben als spätere Jahrhunderte. Wie im vorigen Kapitel erhellen aus der Praxis abgezogene Erkenntnisse und viele Fotos die Kampftechniken. Der Leser erfährt, wie der Visierhelm die Gegner zu anonymen und enthemmten Kampfmaschinen mutieren lässt, dass Kämpfe in der Regel maximal 5 Min. gedauert haben dürften, und vieles mehr. Auf den S. 156-160 berichten die einzelnen Mitglieder von J.s *familia gladiatoria pulli cornicinis* von ihren Erfahrungen mit dem experimentellen Nachvollzug der Gladiatur: klar wird dabei, dass es sich um Menschen (im Übrigen meist aus naturwissenschaftlich-technischen Berufen) handelt, die Verletzungen wie Daumenbruch, Abschürfungen, Prellungen und leichte Gehirnerschütterung für ihr zugegebenermaßen außergewöhnliches Hobby gerne in Kauf nehmen. Ein Zitat J.s mag stellvertretend für diese Begeisterung stehen: „Wer je als aktiver Darsteller in der unendlich wirkenden Ellipse einer Arena gestanden hat, den überkommt ein Gefühl trostloser, aber zugleich grandioser Einsamkeit. Es ist eine vollkommen eigene Welt, die mit dem nur noch als ferne Kulisse und dumpfes Rauschen wahrgenommenen Leben jenseits des Podiums nichts mehr zu tun hat.“ (42).

Eine Beschreibung gladiatorischer Rüstungsteile (161-187) beschließt ein ungemein lehrreiches und wichtiges Buch, das in seiner prächtigen Ausstattung mit 168 Farb-, 153 Schwarzweiß- und 19 Strichabbildungen und seiner gelungenen Mischung aus theoretischer Fundierung und praktisch-experimentellem Nachvollzug ein Standardwerk zum Thema darstellen dürfte.

- 1) Vgl. zu einer Besprechung des Films auch M. PAUSCH, Gladiator. Würdigung eines neuen „Sandalenfilms“. *Antike Welt* 4/2000, S. 427-430. [Vgl. FORUM CLASSICUM 1/2001, S. 79f. – Anm. d. Red.]

MICHAEL LOBE, Dinkelsbühl